# Die Schweiz, Fragment einer europäischen Galaxie der Städte

Autor(en): **Corboz , André**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 3: **Haus und Stadt = La maison et la ville = House and city**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-63563

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

André Corboz

# Die Schweiz, Fragment einer europäischen Galaxie der Städte

Nachstehender Text ist die schriftliche Version eines Vortrags, gehalten am 22. Oktober 1993 zum 27. Jahrestag des Mont-Pèlerin. Veranstaltet wurde der Anlass von der Société d'Etudes Economiques et Sociales in Zusammenarbeit mit Architecture & Comportement. Der Text wurde in der *Revue Economique et Sociale*, LI, 4, 1993, S. 253–259, publiziert.

Die städtebaulichen Veränderungen, die wir zurzeit erleben, werden die Rolle dessen, was wir – in Ermangelung eines Besseren – weiterhin Stadt nennen, neu bestimmen. Das Festhalten am Begriff Stadt stellt uns vor Probleme, wenn wir die heutigen Megalopolen erfassen und beschreiben wollen. Dabei ist die Idee einer helvetischen Megalopolis keineswegs neu, und Instrumente für eine Veränderung der Wahrnehmung des Urbanen sind in unserer Kultur schon vor beinahe einem Jahrhundert entwickelt worden.

Der Titel «Die Schweiz, Fragment einer europäischen Galaxie der Städte» versucht eine Realität zu beschreiben, derer sich viele von uns noch nicht bewusst sind, nämlich die Existenz eines baulichen Gewebes, das beinahe ganz Europa umspannt, von London bis Rom, von Barcelona bis Berlin und Prag. Wir befinden uns im Schnittpunkt dieser beiden Zonen, der beiden «Bananen», wie sie neuerdings auch genannt werden.

Die Idee einer helvetischen Megalopolis ist, wie gesagt, nicht neu. Armin Meili erwähnte sie bereits 1932, als er von der «weit dezentralisierten Grossstadt Schweiz» sprach: anhand bestimmter Anzeichen – wie der ölfleckenartigen Siedlungsausbreitung und insbesondere der Entwicklung entlang den Verkehrswegen – hat er das System, in dem wir heute leben, vorausgesehen.

Wenn Meili einen Seherblick hatte, was ist dann erst von folgender Feststellung zu halten? «Die Schweiz ist gewissermassen eine einzige, grosse Stadt, in dreizehn Quartiere aufgeteilt, von denen einige in Tälern, andere in hügeligem Gelände und wieder andere in den Bergen liegen (...); die einen sind dicht, andere weniger dicht besiedelt, dicht genug jedoch, als dass man sich immer noch in der Stadt wähnt.» Autor dieses Textes: J. J. Rousseau, verfasst im Jahre 1763 (Ausgabe von 1969, S. 1813). Eigenartig, dass Rousseau, sonst ein Feind von Städten, das Phänomen positiv beurteilt. («... man hat nicht mehr das Gefühl, eine Einöde zu durchstreifen, wenn man zwischen den Tannen Kirchtürme, auf den Felsen Herden, in den

Schluchten Fabriken und über den Wildbächen Werkstätten antrifft. Diese bizarre Mischung hat etwas Beseeltes und Lebendiges», usw.). Wenn wir (vielleicht etwas lange) zitieren, dann deshalb, weil unsere Zeitgenossen am anderen Ende der Entwicklung – heute – die allgemeine Verstädterung mit äusserster Härte beurteilen.

**Erste These**

Dieses negative Urteil, so meine erste These, hindert uns daran zu erfassen, was vorgeht. Die Megalopolis Schweiz, das Ruhrgebiet, die Pariser Region oder die Peripherie Mailands als chaotisch zu bezeichnen und sie (widersprüchlicherweise) einer ihnen innewohnenden Monotonie zu bezichtigen, bedeutet, sich in eine ideale Position zu begeben, von der aus kein Verstehen möglich ist. Man wird vielleicht entgegnen, dass es unter den Verächtern der Megalopolen Leute wie Lewis Mumford gibt, welche die Phase, in der wir uns gegenwärtig befinden, im voraus «Nekropolis» nennen. Machen wir jedoch geltend, dass die territoriale Entwicklung der Städte schon seit längerem die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen hat: sie stellten vor dem ersten Weltkrieg das erste Zusammenwachsen von Städten fest (so beispielsweise Roubaix-Tourcoing in Frankreich oder Eberfeld-Barmen, das 1930 zu Wuppertal wurde, in Deutschland); Geddes (1915) taufte die Gesamtheit benachbarter Städte, die ein System bilden, Ballungsräume; Gottmann (1961) brachte den Begriff Megalopolis ins Spiel, um die städtebauliche Verdichtung zwischen Philadelphia und Boston zu benennen. Doch wie wurden diese Veränderungen wahrgenommen? Sie sind überhaupt nicht wahrgenommen worden, weder vom Grossteil der Bevölkerung noch von den Städtebautheoretikern. Die untersuchten Fälle wurden als das Resultat urbanistischer Missbildungen abgetan.

**Zweite These**

Unser impliziter Begriff von Stadt rührt von einer falschen Vorstellung her: dies meine zweite These. Solange der Städtebau – ganz wie die Architektur übrigens – nicht üblicher Bestandteil unserer Allgemeinbildung ist, beziehen wir uns – ohne uns dessen bewusst zu sein – auf eine *pathetisch-restriktive Konzeption* der Stadt. Wir verstehen unter Stadt ein kompakt gebautes Umfeld, das sich gleichzeitig durch das Nebeneinander von Gebäuden wie auch einen einheitlichen Massstab auszeichnet; sie weist folglich eine grosse Homogenität auf; des weiteren hebt sie sich deutlich vom Lande ab. Kurz, diese Definition entspricht noch durchaus derjenigen von Cicero und der Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert, mit Ausnahme eines Kriteriums: wir beanspruchen für den Stadtbegriff heute keine Stadtmauern mehr. Eine solche Vorstellung führt uns selbstverständlich über die Renaissance zur Antike oder über die Romantik zum Mittelalter zurück.

Leider ist – und zwar aus mehreren Gründen – diese Vorstellung nicht halt-

bar: sie reduziert «die Stadt» auf ihr Zentrum und sehr oft sogar auf den historischen Kern (was nicht immer dasselbe ist); statistisch gesehen eliminiert sie mindestens drei Viertel der Stadtfläche, also neun Zehntel der Einwohner. Überdies ist es einer solchen Vorstellung unmöglich, die Mobilität einzubeziehen, die – seit langem – die städtische Lebensweise charakterisiert, sei dies, seit man nicht mehr am selben Ort arbeitet, wo man wohnt, oder umgekehrt. Anders ausgedrückt: diese Vorstellung bezieht sich noch auf eine Art von *ville-surface* (Perimeter der politischen Gemeinde), die durch eine räumliche Nachbarschaft bestimmt ist, während wir in *villes-réseaux* (die aufgrund ihres funktionalen Zusammenhangs durch die umliegenden Gemeinden netzartig erweiterten Städte) wohnen, bei denen die räumlichen Beziehungen der Nähe aufgesprengt worden sind (Piveteau, 1986). Schliesslich muss man aus qualitativer Sicht eingestehen, dass – wenn man der heutigen Stadt ein historisch idealisiertes Modell gegenüberstellt – man alle Nachteile der alten Städte ausser acht lässt, deren soziale, kulturelle, ökonomische und vor allem sanitäre Verhältnisse wir keinesfalls mehr tolerieren würden.

**Dritte These**

Ich habe wiederholt von falscher Vorstellung gesprochen. Weshalb ist es für die Mehrzahl von uns so schwierig, auf die Überbewertung der Vergangenheit zu verzichten, der Vergangenheit vor der industriellen Revolution, um es klar auszudrücken? Wohl deshalb, weil unsere Vorstellung der Stadt noch vom Begriff der Harmonie bestimmt ist. Folglich ist – und damit komme ich zur dritten These – der Begriff der Harmonie überholt. Oder wenn man so will (was jedoch aufs selbe herauskommt): der Begriff der Harmonie trägt dazu bei, dass wir die aktuellen städtebaulichen Phänomene nicht erfassen. Ich sage das nicht aus Hang zum Paradoxen, sondern indem ich die gegenwärtige Kunst im weitesten Sinne betrachte. McLuhan (1965) erkannte die moderne Kunst als eine Art Frühwarnsystem: die wirklichen Künstler sind wie Tiere, die ein Erdbeben wahrnehmen, bevor es stattfindet. Folglich sollte die Gegenwartskunst, von Cézanne und vor allem von den Kubisten an, via die Surrealisten, die Expressionisten, die Abstrakten jeglicher Richtung, die Pop Art, die Arte povera, die Concept Art, die Fluxus-Bewegung, die Hyperrealisten, die Land Art, usw. unser Empfinden darauf vorbereitet haben, nicht mehr in Begriffen der Harmonie, sondern des Kontrastes, der Spannung, der Diskontinuität, der Fragmentierung, der Montage und des Happenings wahrzunehmen, als dynamisches System, das auf keiner vorgängigen Ästhetik beruht. Es versteht sich von selbst, dass die gleichen Überlegungen auch für die Literatur und die Musik angestellt werden können. Die Zurückweisung des Begriffs der Harmonie heisst jedoch nicht, der Kakophonie oder dem Chaos das Wort zu reden, sondern positiven antagonistischen Werten, die uns durchaus entsprechen.

**Vierte These**

Der Begriff der Harmonie ist überholt, aber – so lautet die vierte These – die Instrumente einer veränderten Wahrnehmung und selbst Mentalität sind seit fast einem Jahrhundert in unserer Kultur vorbereitet. Es geht jetzt darum, endlich die «Message» entgegenzunehmen, die unaufhörlich an uns gerichtet wird, seit Paul Klee die Aussage gemacht hat: «Die Kunst zeigt nicht das Sichtbare, sie macht sichtbar.» Daher rührt ein zusätzliches Problem, auf das ich hier nur anspielen kann: das Zeitgenössische auf geistiger Ebene. Oder deutlicher: Was ist ein Zeitgenosse? Es ist nicht jemand, der zur selben Zeit lebt wie wir, sondern jemand, der die selbe Kultur lebt wie wir, was ausserordentlich verschieden sein kann. «Wir hatten Zeitgenossen unter Louis XIV», schreibt Diderot bezüglich der Enzyklopädisten. Wir alle kennen Leute, für welche die Musik mit Mozart, die Literatur mit Baudelaire, die Malerei mit den Impressionisten zu Ende geht. Diese Leute können durch die sich bildende Galaxie der europäischen Städte doch bestenfalls verwirrt sein.

Man mag argumentieren, dass diese zurückhaltende, ja gar feindliche Haltung gegenüber der allgemeinen Verstädterung für Nichtspezialisten alles in allem normal sei, da der Städtebau nicht integrierter Bestandteil der Allgemeinbildung ist. Aber was, wenn diese Haltung selbst unter Spezialisten verbreitet ist? So stellt Bernard Huet, Architekt, 1986 in einem Artikel unter dem Titel *L'architecture contre la ville* folgende Überlegungen an: «Die Fragmentierung als einen bleibenden Zustand und als Einheit des Entwurfs zu theoretisieren bedeutet, sich gegen die Idee der Stadt selbst zu wenden, die ungünstige Konjunkturlage als gegeben hinzunehmen und auf die Stadt als Entwurf und als Schicksal zu verzichten, sich zu weigern, eine Vorstellung von Stadt zu haben. Denn keine Gesellschaft kann sich einer Vorstellung von Stadt entziehen» (Huet, 1986). Eine solche Diskussion geht aus der postmodernen Schule hervor, die zum einen den Städtebau der Architektur angeglichen (ich will mich hier nicht auf eine Polemik einlassen) und anderseits ihre Aufmerksamkeit auf die Stadtzentren gerichtet hat.

Parallel dazu ergriffen die UNESCO und der Europarat Massnahmen zur Erhaltung dieser Stadtzentren – in der Charta von Venedig im Jahr 1964, der Amsterdamer Erklärung von 1975 und der Charta von Noto im Jahr 1987; man hat in diesem Zusammenhang von der «Wiedereroberung der Stadt» gesprochen. Sehr gut! Ausser dass man sich erst dann mit den Stadtzentren zu beschäftigen begann, als sich das Wesentliche bereits anderswo abspielte, nämlich an der Peripherie, zu einem Zeitpunkt, als die «kriechenden Städte» (Walter, 1994) ihre Gemeindegrenzen schon längst überschritten hatten, mit anderen zusammenwuchsen, sich bis in die Alpentäler verästelten und jenseits der nationalen Grenzen auf andere stiessen, kurz, als die Stadt sich in die Region ausdehnte!

Für die Leser der *Architettura della città* (Rossi, 1966), Gründerbuch jener

Richtung, nehmen die neusten Urbanisationsprozesse wilde Formen an, bar jeder Morphologie, als regellose Collagen von Bauten und Funktionen, nähern sich in ihren Augen die Städte einem zu verurteilenden Chaos. Dabei handelt es sich keinesfalls um ein Chaos. Um dies zu verdeutlichen, wollen wir einen kleinen Umweg über einen Vergleich aus der Geologie machen.

In den grossen Parks im Südwesten der Vereinigten Staaten treffen wir häufig auf Gesteinsformationen und sogar auf ganze Landschaften mit höchst surrealistischen Formen: das morphologische System ist von einer aussergewöhnlichen Regelmässigkeit, oder es ist im Gegenteil so eigenartig und in seiner plastischen Ausbildung so unerwartet, dass es uns willkürlich, ja «unmöglich» erscheint.

Es ist indessen gewiss, dass diese Formen nicht das Resultat einer Absicht sind, sondern einzig aus einem Spiel von Interferenzen zwischen der mehr oder weniger widerstandsfähigen Beschaffenheit der verschiedenen Gesteinsarten und des Bodens einerseits und der kontrastierenden Aktivität verschiedener Erosionstypen – glaziale, pluviale, äolische – anderseits hervorgegangen sind. Was also auf den ersten Blick willkürlich erscheint, erweist sich bei näherer Analyse als völlig deterministisch.

Es geschieht heutzutage etwas Analoges auf der Ebene der Bodennutzung. Wir haben den Eindruck, dass die urbane Verdichtung chaotisch ist und entledigen uns ihrer mit ein paar Adjektiven. Dabei ist diese städtische Verdichtung nicht weniger eine regellose Akkumulation als das geologische Spektakel in den Vereinigten Staaten. Die städtische Verdichtung ist das Resultat einer Vielfalt von Entscheidungen, die alle vernünftig sind oder zur Vernunft tendieren, die jedoch unterschiedlichen, miteinander konkurrierenden Arten von Vernunft gehorchen. Im System des wirtschaftlichen Liberalismus, in dem trotz einer weitreichenden Gesetzgebung die Tendenz der Deregulierung vorherrscht, verfolgt selbstverständlich jeder privat Intervenierende seine eigene Logik. Die Vielzahl der Interventionen ist jedoch dafür verantwortlich, dass das Resultat für eine Gegend als Ganzes unvorhersehbar ist. Einer der Hauptgründe für diese Unvorhersehbarkeit liegt in der Tatsache, dass ein Teil dieser Entscheide von aussen oder gar von weit entfernt liegenden Zentren aus getroffen wird – was je nach Sektor von grösserer oder geringerer Bedeutung ist. Nehmen wir ein fingiertes Beispiel: ein multinationaler Konzern mit Sitz in Toronto produziert in Korea, hat seinen europäischen Geschäftssitz in Luxemburg und eine Lagerhalle in Zürich. Er hat Zürich gewählt wegen der guten Koordination von Flughafen und Autobahn und der juristisch, steuer- und finanztechnisch günstigen Situation. An dem Tag, an dem einer oder mehrere dieser lokalen Vorteile verschwinden, wird das Zwischenlager oder die zentralisierte Geschäftsführung schnell und skrupellos an einen anderen Ort verlegt, je nach den von Toronto festgesetzten Vorgaben. Das behauptete Chaos wird also durch das Aufeinanderprallen von ratio-

nellen Entscheiden verursacht, die alle als gnadenlos und einengend bezeichnet werden können.

Im Prinzip müssten die Planungsinstanzen eingreifen, um die Wellen zu glätten, sie müssten gewisse Entscheide favorisieren, für gewisse Gebiete eine bestimmte Nutzung vorschreiben usw. Aber die Idee der Städteplanung, die sich nur mühsam durchsetzte (sie galt als bolschewistisch), hat keine Geltung mehr – und das Prinzip der Gemeindeautonomie in der Schweiz wird ihr gewiss nicht zur Auferstehung verhelfen!

Aus diesen sehr summarischen Erwägungen können wir vorerst ersehen, dass das behauptete Chaos der Vorstädte, sogar der Städte auf dem Land, eine eher schwer zu erfassende Ordnung ist. Damit diese erfassbar wird, müssen wir an jedem Ort mehr über die Bedingungen wissen, die zum aktuellen Zustand geführt haben, und überdies zu einem typologisch-morphologischen Inventar der verschiedenen Komponenten gelangen, die für die *expansive Urbanisierung* (Léveillé, 1994) oder die *diffuse Stadt* (Secchi, 1989) verantwortlich sind.

Der Titel dieser Ausführungen bezieht sich zwar auf die Schweiz, aber ich habe offensichtlich sehr allgemein argumentiert. Die Schweiz unterscheidet sich jedoch von der Höhe der Stratosphäre herab betrachtet, wie ich das getan habe, kaum von anderen europäischen Staaten. Es lässt sich höchstens eine konservative Haltung erkennen, die an der Illusion festzuhalten versucht, die Schweiz sei ein Agrarland, während das Bauerntum hierzulande doch weniger als fünf Prozent der Bevölkerung ausmacht. Erinnern wir zudem an die neuen Telefonbücher, auf deren Umschlägen selbst für die wichtigsten Handelszentren der Schweiz – Basel, Genf und Zürich – Wiesen und Getreidefelder abgebildet sind. Diese Vorstellung dauert fort, obschon die überbaute Bodenfläche der Schweiz von 1945 bis 1980 im Rhythmus von einem Quadratmeter pro Sekunde gewachsen ist, was vor dreizehn Jahren der Fläche des Kantons Jura entsprach.

Die dreissig Stadtregionen unseres Landes werden immer enger miteinander verbunden; sie verteilen sich entlang den beiden Achsen Genf–St.Gallen und Basel–Lugano, nehmen mehr als 15000 $km^2$ ein und zählen über vier Millionen Einwohner. 1987 sprachen Bassand *et al.* in diesem Zusammenhang von einer «diskontinuierlichen und mehrköpfigen Metropolis». Kann davon heute noch die Rede sein?

Besonders interessant ist, dass diese schweizerische Megalopolis nicht rein geographischen Kriterien folgt. Anders gesagt, sie ergibt sich nicht einfach aus der Besetzung von Grund und Boden. Bis in die sechziger Jahre wurden die Siedlungen durch Begriffe wie Einwohnerzahl, Güter, Gebäude und Einrichtungen erfasst. Später hat sich das Interesse verlagert, um den Austausch innerhalb des betrachteten Umkreises, den Verkehr und jegliche Art von Verbindungen, einzubeziehen; damit

gelangte man von einer statischen zu einer dynamischen Betrachtungsweise, und es wurde möglich, die Megalopolis als einziges und umfassend integriertes Ganzes zu verstehen, wo jede Art von internem Austausch gegenüber dem Austausch nach aussen vorherrscht. Diese letztere Tatsache bestätigt, dass die Grossstadt Schweiz nicht eine optische Täuschung, sondern eine wissenschaftlich nachweisbare Tatsache ist. Gleichzeitig versteht man, welches der neue Charakter des «städtischen Nebels» im Mittelland ist: er ist typisch für die «Städte» (in Ermangelung einer besseren brauche ich diese Vokabel auch weiterhin) der Zukunft, die Kulturland, Berge und Seen einschliessen werden.

**Fünfte These**

Ich habe weiter oben etwas abstrakt die *ville-surface* der *ville-réseau* gegenübergestellt. Die Agglomeration von Zürich ist ein gutes Beispiel, um deutlich zu machen, wodurch sich die beiden Konzepte unterscheiden. Zürich als Gemeinde im eigentlichen Sinn (aus zwei aufeinanderfolgenden Eingemeindungen hervorgegangen: elf Vorstadtgemeinden im Jahr 1893 und acht weitere 1934) platzt heute aus allen Nähten und zwar in allen Richtungen. Aus der Vogelperspektive ist die Stadt im engen, herkömmlichen Sinn nicht auszumachen, da sie durch eine Menge von kranzförmig angegliederten Baugebieten, die zu anderen Gemeinden gehören, erweitert ist; auf einer politischen Karte hingegen verfügt sie über eine eindeutige Kontur. Diese Grenze ist indessen für die berufstätige Bevölkerung, die zum grössten Teil von ausserhalb kommt, keine eigentliche Grenze. Die S-Bahn trägt dieser Bevölkerungsganzheit dadurch Rechnung, dass beinahe alle ihre Endstationen in den benachbarten Kantonen, nämlich in Brugg, Schaffhausen, Frauenfeld, Rapperswil und Zug, liegen: das Transportnetz ist mehrarmig angelegt (vom Hauptbahnhof ausgehend) und bewältigt einen Pendlerverkehr von mehr als einer Million Einwohnern. Die *ville-réseau* ist folglich viel grösser als die *ville-surface,* deren Einwohnerzahl sich auf ungefähr 350 000 beläuft.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Doppelrealität, welche die politische Gemeinde dem, was wir symmetriehalber wirtschaftliche Gemeinde nennen könnten, gegenüberstellt, und registrieren vorerst, dass die alte Opposition Stadt–Land nach und nach durch die Opposition Zentrum–Peripherie ersetzt wird. Doch selbst bei dieser neuen Formulierung muss ein Unbehagen eingestanden werden, da die Rollen nicht mehr gleich verteilt sind wie zu Beginn des Jahrhunderts: auf der einen Seite das Zentrum mit seinen Dienstleistungs- und Verwaltungsfunktionen und auf der anderen die Peripherie mit der Produktion; das Wohnen war auf beiden Seiten präsent. Die Verteidiger der Stadtzentren, der historischen Quartiere und Stadtkerne haben lange nicht verstanden, dass es ineffizient ist, die historischen Bauten zu schützen, ohne deren Funktionen zu erhalten, und dass sich insbesondere

die Dimensionen der Funktionen verändert hatten. Während der Heimatschutz mit einem patriotisch-touristischen Diskurs versuchte, den Schein zu schützen, sah man sich bezüglich der Dienstleistungs- und Verwaltungsnutzungen eingeengt und dazu veranlasst, jene an die Peripherie auszuquartieren, womit im Zentrum Nutzfläche für den Handel mit Luxusgütern frei wurde und nur noch Nutzungen dort blieben, denen man einen Prestige- oder Symbolcharakter zubilligen könnte: der Stadtrat, der Kantonsrat, der Sitz dieser oder jener alteingesessenen Firma bleiben weiterhin im Herzen der Stadt – oder was sich als dieses ausgibt –, aber ihre Verwaltungen weichen aus auf die nähere Umgebung, wo eben gerade ein freies Grundstück oder ein günstiger Verkehrsknotenpunkt zur Verfügung stehen. Paradoxerweise gilt für das, was die Geographen zentrale Orte genannt haben, ab sofort zweierlei: sie sind nicht mehr im Zentrum, und es sind keine Orte mehr. Warum sie nicht mehr im Zentrum sind, haben wir schon gesehen. Als Orte kann man sie nicht mehr bezeichnen, weil sie häufig irgendwelche übriggebliebenen und provisorischen Räume besetzen und sich daher nicht mit den emotionalen und symbolhaltigen Werten aufladen können, die man gemeinhin mit einem solchen Ort konnotiert.

Eine solche Situation – auch wenn ich sie zu unserem Zweck vereinfache – hat noch eine andere Konsequenz: wenn die alten Zentren ihre Zentrumsfunktion verlieren, lässt sich daraus der mathematische Schluss ziehen, dass auch die Peripherien keine solchen mehr sind, setzt doch die Vorstellung der Peripherie einen Mittelpunkt voraus.

Daraus folgt, was eine fünfte und letzte These sein könnte, die nichts Grossartiges an sich hat: Die Begriffe für Stadt, Zentrum, Vorstadt, Peripherie, Agglomeration, Innenstadt usw. vermögen den Phänomenen nicht mehr gerecht zu werden, die zu bezeichnen sie vorgeben. Wir wissen nicht mehr, wovon wir sprechen – das einzig Sichere in diesem lexikalischen Vakuum ist, dass wir wieder bei Null anfangen müssen. Wir gleichen diesbezüglich dem Piemont, das gemäss Bonaparte immer «um ein Jahr, eine Armee und eine Idee im Rückstand war». Die veralteten Wörter bezeichnen Konzepte, die ihrerseits bereits überholt sind, während – wie Rimbaud es ausdrückte – «die wirkliche Stadt anderswo ist». *A.C.*